

Margareta Gruber OSF

Prof. Sr. Dr. Margareta Gruber OSF begann 1985 das Studium der Theologie und trat im gleichen Jahr in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Sießen ein. Nach dem Promotionsstudium wurde sie im Jahr 2007 habilitiert. Seit 2008 ist sie Professorin für neues Testament an der Phil.-Theol. Hochschule der Pallottiner in Vallendar. Von August 2009 bis Juli 2013 war sie Professorin am Laurentius-Klein-Lehrstuhl an der Dormitioabtei in Jerusalem.



Margareta Gruber OSF

Leben und Lernen im Rhythmus von Glocken und Muezzin

Die christlich-muslimischen Werkwochen im Studienjahr
Jerusalem als Schule interreligiöser Begegnung

Von August 2009 bis Juli 2013 war ich Dekanin des Theologischen Studienjahres an der Abtei Dormitio Mariae in Jerusalem und erste Inhaberin des dort vom Bundesministerium für Bildung und Forschung 2010 gestifteten „Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie“. Das Studienjahr, ein achtmonatiges Intensivstudium für katholische und evangelische Studierende der Theologie, das vom DAAD gefördert wird, besteht bereits seit 1973 und hat bisher nahezu 1000 Absolventinnen und Absolventen

hervorgebracht, unter ihnen mich selbst. Fast 30 Jahre später hatte ich selber die Chance, dieses Programm zu leiten und weiter zu entwickeln. Zusammen mit den Kollegen Klaus von Stosch, Mouhanad Khorchide, Felix Körner, Ömer Özsoy sowie der engagierten und inspirierenden Unterstützung von Kollegin und Lehrmeisterin Angelika Neuwirth entwarf ich das Konzept der „Christlich-Muslimischen Werkwochen Jerusalem“, die seit 2012 bisher dreimal durchgeführt wurden. Mein Nachfolger als Dekan des Studi-

enjahres, Thomas Fonet-Ponse, wird das Programm weiterführen, so lange es die politischen Umstände zulassen. Der folgende Bericht über dieses schöne und einzigartige Projekt ist naturgemäß aus einer christlichen Perspektive; er müsste durch einen Beitrag aus Sicht eines muslimischen Teilnehmers oder Teilnehmerin ergänzt werden.

Interreligiöse Begegnung im Zeichen der Umkehr – Jerusalemer Erfahrung

Ich möchte beginnen mit einer Erfahrung, die sich im Nachhinein als wegweisend für mich erwies, und auf die ich immer wieder zurückkomme. Es war die Begegnung mit dem Glauben einer Frau, die mir den Kern der jesuanischen Botschaft von der Metanoia, der Umkehr, erschloss. Sie steht deshalb am Ursprung der interreligiösen Initiativen, um die es in diesem Beitrag gehen soll und gab ihnen die theologische Ausrichtung: *Begegnung mit dem Glauben der Anderen als Weg der Konversio, der Umkehr.*

Zu den immer wieder verstörenden Erfahrungen in der „Heiligen Stadt“ gehört religiös aufgeladene oder instrumentalisierte ideologisch motivierte Gewalt, die sich gegen religiöse oder ethnische Gruppen und Minderheiten richtet. Eines Morgens waren diffamierende Schmierereien auf der benachbarten Klostertür der Franziskaner zu sehen¹. Am selben Tag – es war das Fest des Heiligen Franziskus von Assisi – rief mich eine jüdische Theologin an – Ruhama – die für eine israelische Zeitung regelmäßig einen Kommentar zum Wochenabschnitt der Tora verfasst. Sie hat sich vorgenommen, bei hassmoti-

vierten Ausschreitungen zu den betroffenen Opfern zu gehen, um mit ihnen zusammen jeweils diese Bibelstelle zu lesen; sie will sich ihre Heilige Schrift also von den „Opfern“ ideologischer Gewalt auslegen lassen, und das öffentlich in ihrer Zeitung. Das ist ein konkreter Akt der Versöhnung von prophetischer Dimension: Sie beschuldigt nicht, verteidigt nicht, diskutiert nicht – sie geht hin, hört zu, und wartet ab, was geschieht. Sie lässt die „Anderen“ zu Wort kommen und übt öffentlich – mit ihren Leserinnen und Lesern – eine Haltung des Hörens gegenüber den „Feinden“ ein. Dadurch entsteht eine neue Realität, die sich dem Hass, der Verachtung und der Angst entgegen stellt – eine Realität des Umdenkens, der Metanoia, der Umkehr, der Konversio. Ruhama glaubt daran, dass die Fähigkeit dazu in den Menschen da ist, auch in denen, die hassen. „Frau, dein Glaube ist groß“ (Mt 15,28) – das kann ich nur mit den Worten Jesu zu ihr sagen. In unserem Fall führte das Gespräch dazu, dass ihre jüdischen und meine christlichen Studierenden einen gemeinsamen geistlichen Tag verbrachten.

Konversio, Bekehrung, hat so verstanden also nichts damit zu tun, andere zu meiner Position oder meiner Religion zu bekehren. Die Grundbewegung der Konversio als Haltung gegenüber dem Willen Gottes ist nicht eine *Abkehr*, sondern eine *Hinkehr*; eine Fähigkeit, sich nicht *über* den andern, sondern mit seiner eigenen Überzeugung *unter* den anderen zu stellen in einer Haltung des mitgehenden Hörens. Umkehr, Konversio, ist somit ein Geschehen, das mich selber verwandelt. Ich möchte diese Art der Umkehr hier als geistliche Haltung in der interreligiösen Begegnung vorschlagen.

Jerusalem als theologischer Lernort – die christliche Ökumene als Basis

Ich glaube nicht, dass eine interreligiöse Werkwoche in Jerusalem in dieser Weise gelungen wäre ohne eine erste intensive Phase der Schulung in der innerchristlichen Ökumene im Alltag des Studienjahres. Bayerische Oberministeranten und lutherische Pastorentöchter, Konvertiten aus der Freikirche und Mitglieder geistlicher Bewegungen aus der „Generation Benedikt“ stehen jedes Jahr neu vor der Herausforderung, ein ökumenisches Studienjahr zu leben. Ökumenische Grenzen verlaufen nicht wie noch in meinem eigenen Studienjahr vor 30 Jahren zwischen den Konfessionen, sondern manchmal noch irritierender zwischen traditionsorientiert bzw. volkskirchlich geprägten und freikirchlich oder charismatisch geprägten Frömmigkeitsstilen. Nicht alle Fragen fanden eine Antwort, manche Erwartungen blieben unerfüllt, Enttäuschungen konnten wir nicht immer vermeiden. Wer hätte sich vorgestellt, dass ein Tischgebet theologische Kontroversen und ernsthafte ökumenische Verständigungsprozesse in Gang setzen kann? Ich erwähne dies deshalb, weil solche Erfahrungen und darauf aufbauende Erkenntnisse die Jerusalemer Studierenden prägten und sich im Nachhinein als wichtige Vorbereitung für die interreligiösen Begegnungen erwiesen. Die Unterscheidung zwischen dem, was meinem Glauben wesentlich ist und dem, was wertvolle spirituelle Prägung oder auch liebgewonnene Gewohnheit ist, wurde ein Semester lang in der innerchristlichen Auseinandersetzung durchbuchstabiert und die damit ver-

bundenen Identitätskonflikte samt den daran hängenden Gefühlen in der Beziehung mit den Zimmernachbarn durchlitten. Manche Prozesse wiesen eine analoge Struktur auf; die Frage etwa, ob ein Tischgebet in ökumenischem Kontext eine marianische Wendung beinhalten muss oder darf, kam unter interreligiösem Vorzeichen wieder mit dem Problem, welche Bedeutung der trinitarischen Formel im Tischgebet mit muslimischen Gästen zukommt. In mancher Hinsicht waren die Herausforderungen im Zusammenleben mit den muslimischen Studierenden sogar einfacher zu bewältigen, denn der Streit unter Brüdern geht mehr unter die Haut als der unter Vettern.

Erlösende Dimension inmitten interreligiöser Aporien

An dieser Stelle muss wenigstens kurz auf die Begegnungen mit dem Judentum eingegangen werden, die den christlich-muslimischen Werkwochen vorausgingen und die erste Etappe der interreligiösen Schulung im Studienjahr darstellten. Hier machten die Studierenden zum ersten Mal die Erfahrung, die auch die Werkwochen prägten: Dass es die gelebte Religiosität von Menschen ist, die über die Grenzen der Religion hinweg Menschen in Beziehung bringt und verbindet. So hatten wir zwei tief beeindruckende gemeinsame Studientage mit Studierenden des Hebrew Union College. Die Entdeckung, gemeinsam, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen zu dem Ziel unterwegs zu sein, in einer säkularen und postsäkularen Welt die Gottesfrage wach zu halten, war eine von Freude begleitete geistliche Überraschung. Rabbinerin Dalia Marx

bin ich besonders dankbar für ihr mutiges theologisches Wort, dass solchem Geschehen angesichts der wachsenden religiösen Intoleranz eine „erlösende Dimension“ zukomme. Diese Perspektive blieb freilich oft genug eine Hoffnungsdimension, die es angesichts der nicht gelingenden oder verweigerten Begegnung aufrecht zu halten galt. Unduldsamkeit, Fanatisierung und ideologische Instrumentalisierung lassen das Gesicht des anderen Gläubigen hinter der zum Feindbild gemachten Religion verschwinden und entstellen das eigene Gesicht bis zur Unkenntlichkeit im Hass. Diese Entstellung der Religion habe ich oft genug gesehen. Gleichzeitig bin ich bisher noch nie so vielen unterschiedlichen Menschen begegnet, die sich der Logik der Gewalt in Denken und Handeln widersetzen.

Aus diesen Erfahrungen in der Stadt Jerusalem als Ort interreligiöser Aporie und gleichzeitig interreligiösen Lernens erwuchs die Idee eines christlich-islamischen theologischen Werkstattseminars in Jerusalem.

Eine interreligiöse Lebens- und Lerngemeinschaft in Jerusalem

So startete das Projekt „Christlich-Muslimisches Werkstattseminar Jerusalem“ im Januar 2012: Wir luden für drei Wochen junge muslimische Theologinnen und Theologen ein, die an den gerade entstehenden Studienzentren für islamische Theologie an deutschen Universitäten studieren oder promovieren, und die christlich-ökumenische Studiengemeinschaft der Stipendiaten des Studienjahres auf dem Zionsberg erweiterte sich um ein Drittel zu einer interreligiösen Lehr- und Lebensgemein-

schaft auf Zeit. Die Rolle der Gastgeber beinhaltete für die christlichen Studierenden ganz praktische Vorbereitungen im Studienhaus: der Seminar- und Aufenthaltsraum wurde kurzfristig zu einer Minimoschee umgebaut, der Speiseplan auf Schweinefleisch-Abstinenz umgestellt² und einmal mit größerem Aufwand sogar ein Vorrat an alkoholfreiem Bier angelegt. Meine Intuition, dem Willkommen am Flughafen Ben Gurion besondere Aufmerksamkeit zu zukommen zu lassen, trog nicht: neun Stunden dauerte es einmal, bis der letzte der muslimischen Studierenden den Sicherheitsbereich verlassen konnte; zweimal wurde ein Teilnehmer ohne genannten Grund zurückgeschickt, trotz seines deutschen bzw. Schweizer Passes: Welcome to Middle East reality. Spätestens jetzt war klar, dass unsere Gruppe aus Studierenden deutscher Sprache etwas Besonderes war.

Vom Jüngsten Gericht zum leidenden Hiob – Theologische Themen

Thema der ersten Werkwochen 2012 waren die eschatologischen Vorstellungen in Christentum und Islam. Dafür legte sich Prof. Klaus von Stoschs Methode komparativen Theologietreibens besonders nahe. Wir konnten von den konkreten Orten ausgehen, mit denen sich die Vollendungshoffnungen beider Religionen verbinden und sie uns gegenseitig erschließen: Ölberg und Kidronental samt den Friedhöfen, Haram as-Scharif mit Felsendom und Al-Aqsa, Auferstehungskirche und Heimgang-Marien-Kirche (Dormitio). Im Lehrsaal studierte man die modernen Theorien zur Eschatologie, unterwegs tauschte

man sich darüber aus, was die eigene Glaubenserziehung und -praxis darüber beinhaltet. Im mittlerweile dritten Werkstattseminar hielt ich im Januar 2014 zusammen mit Prof. Roman Siebenrock und Dr. Muna Tatari ein Seminar zum Thema: „Strafe, Prüfung oder Preis der Freiheit? Was bedeutet die Erfahrung des Leids für unseren Glauben an Gott?“ Wir praktizierten erfolgreich die Methode des *scriptural reasoning*, die eine Form des interreligiösen Schriftgesprächs ist und Lernen auf der Basis von Respekt und Freundschaft einzuüben vermag.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das verbindende Element aller Werkwochen ist die Grande Dame der Koranwissenschaft, Prof. Dr. Dres. h.c. Angelika Neuwirth. Ihre Ausführungen zum Koran als Text der Spätantike sind nicht nur für Christen Faszination und Herausforderung in einem, sondern auch für die Muslime. Wir ahnten, wie lange der Weg noch ist, den beide Religionen gehen müssen, um sich „auf Augenhöhe“, wie Angelika Neuwirth es immer wieder ausdrückt, zu begegnen. Was sie ebenfalls vermittelt, ist die Haltung des tiefen Respekts, die sich in unermüdlicher Lernbereitschaft und geduldigem (und manchmal auch ungeduldigem)

Wehren gegenüber herabsetzenden Klischees und wissenschaftlichen Vereinfachungen niederschlägt. Groß zu denken vom anderen und seiner Tradition, sie beharrlich zu studieren, und das Gegenüber ständig zu dieser seiner eigenen Größe herauszufordern, ist ihr wirksames Konzept interreligiöser Begegnung auf höchstem intellektuellem Niveau. Die Abkürzung zum Herzen des Gegenübers auf diesem langen und anspruchsvollen Weg ist immer wieder die Achtung und die Liebe, die selbst in kritischen Anfragen nicht fehlen.

Beten, diskutieren, Tee trinken – Streiflichter

Vom christlichen liturgischen Kalender her fallen die Werkwochen im Januar in die Weihnachtszeit, die in Jerusalem nach gregorianischem Kalender bis nach dem armenischen Weihnachtsfest am 19. Januar geht. So konnten die muslimischen Gäste das Hochfest Epiphanie im Kloster mitfeiern (inklusive der Drei-Königs-Aktion mit den orientalischen Gewändern und viel Weihrauch) und in der Nacht bei Sturm und Wind die zwölf Kilometer nach Bethlehem gehen, um dort (nach der Erfahrung des Checkpoints) das orthodoxe Weihnachtsfest zu erleben. Zusammen mit hunderten christlicher Pilger und Migranten der äthiopisch-orthodoxen Kirche standen wir auf dem Platz vor der Geburtsgrötte und wurden nicht in die Basilika gelassen, so lange darin die griechisch-orthodoxe Liturgie stattfand. Im Hotel, das im Besitz einer katholisch-palästinensischen Familie ist, wurden wir dafür mitten in der Nacht mit heißen Getränken versorgt; meine Ordenstracht sorgte für den vertrauenerweckenden

Eindruck unserer Gruppe. Eine Woche später feierten wir mit den Äthiopiern, Kopten und Syrern das Tauffest am Jordan. Die christlichen Studierenden hatten zum ersten Mal die Möglichkeit, eine arabische Predigt simultan übersetzt zu bekommen; die Übersetzerin aus Tunesien bekam synchron einen Crashkurs in orientalischer Liturgie. Sie stellte außerdem fest, dass die Körpersprache der orientalischen Christen beim Gebet dem muslimischen Beten ähnlicher ist als dem westlich-christlichen, und dass die syrischen Christen selbstverständlich Gott als *Allah* ansprechen.

Die Teilnahme der christlichen Studierenden an den muslimischen Gebeten in der Moschee ist schwierig, zumindest in Jerusalem, wo es Nicht-Muslimen nicht gestattet ist, eine Moschee zu betreten, vor allem nicht am Freitag. Bei Exkursionen oder privaten Unternehmungen der Studierenden in kleineren Gruppen war es immer wieder möglich, dass christliche Studierende zur Gebetszeit mit in die Moschee gingen. Und die „Hausmoschee“ gleich neben dem Hörsaal erwies sich ebenfalls als idealer Anknüpfungspunkt für praktische Erfahrung mit dem muslimischen Ritualgebet.

Das sind nur Blitzlichter eines überaus facettenreichen Schatzes an Wahrnehmungen und Erfahrungen. Die Identitäten der Studierenden des Werkstattseminars wurden immer wieder durcheinandergebracht. Jeder war in seiner eigenen Heiligen Stadt und erfuhr sich zugleich darin als Fremder oder Fremde. Evangelische und katholische Christen wurden nicht nur am Betreten von Moscheen gehindert, sondern auch von orthodoxen einheimischen Christen im Gottesdienst ausgegrenzt, Muslime aus Deutschland von palästinensischen

Muslimen für Israelis gehalten und beschimpft, die Frauen wegen ihrer Hosen von Glaubensschwestern bedrängt (diese Erfahrung machten Christinnen und Musliminnen). Nach einem Tag voller Religion war man sich Abends einig: Bier bzw. Tee trinken ging man am liebsten in der säkularen Jerusalemer Weststadt, in den israelischen Lieblingslokalen der Studienjahrlere mit der Musik, die alle gut fanden. Zwar empfand sich manche Kopftuchträgerin dort trotz der deutsch sprechenden Gruppe wiederum als Fremdkörper; dafür konnte sie ungestört in der Öffentlichkeit rauchen.

Stoff für Diskussionen gab natürlich nicht nur die Religion, sondern auch die Politik. Unser gemeinsames Programm beinhaltete u.a. eine Exkursion entlang des Sicherheitszauns bzw. der Mauer und eine nach Tel Aviv und Jaffa. Die Studienjahrlere, die bereits fünf Monate im Land waren, bemühten sich sehr, in der kurzen Zeit die Komplexität des Konfliktes zu vermitteln. Die gelungensten Begegnungen waren die mit überzeugenden Persönlichkeiten, die dem Nahostkonflikt ein Gesicht gaben. Unvergesslich für die Muslime waren die Erfahrung, in einer Synagoge willkommen geheißen zu werden, sowie die rituelle Feier des Shabbat mit einer jüdischen Dozentin und Freundin im Hörsaal des Studienhauses, neben ihrer kleinen Moschee.

Stimmen der Studierenden

Die Auswertung dieses im Vorfeld nicht unumstrittenen Projekts war durchweg positiv. Ich zitiere aus einem Text, in der eine Gruppe christlicher Studierender selber ihre Erfahrung reflektiert. Sie

schreiben: „Das Zusammenleben mit den muslimischen Studierenden auf engstem Raum forderte uns dazu heraus, Haltungen wie Dialogbereitschaft und Ambiguitätstoleranz, Sensibilität für und Rücksichtnahme auf die Lebensweise von Menschen einer anderen Religion neu einzuüben, welche für das Leben in religiös pluralen Kontexten von großer Bedeutung sind.“ Die muslimischen Studierenden hoben hervor, dass es einen Unterschied macht, ob man sich „in einem luftleeren Raum als Akademiker“ oder „als praktizierender Theologe“ begegnet. Im letzteren Fall begegne man sich, so schreiben sie, „nicht nur im Seminarraum, sondern auch im jeweiligen Gottesdienst des Anderen und sieht die Stadt Jerusalem aus dem jeweils anderen Blickwinkel. ... Insbesondere in dieser Atmosphäre lässt sich ein tiefergehendes Verständnis für den Anderen entwickeln und gleichzeitig das Bewusstsein für das eigene Glaubensverständnis schärfen.“ Wir Christen waren beeindruckt von der Konsequenz und Regelmäßigkeit, mit der die Muslime beteten, zur Not auch auf dem Busparkplatz bei der Exkursion. Wir gewöhnten uns schnell an, ihre Gebetszeiten bei der Tagesplanung immer mitzudenken. Als wir eines Abends in unserem kleinen Wohnzimmer, das den Muslimen tagsüber als Gebetsraum diente, zusammensaßen und diskutierten, erklangen die Glocken der Abtei zum Nachtgebet, der Komplet. Darauf standen einige der christlichen Studierenden auf, um hinüber in die Kirche zu gehen. Die Muslime verstanden nicht und fragten besorgt, ob sie in der Diskussion jemanden gekränkt hätten. „Nein, die gehen nur beten“, war die Antwort. Die Muslime hatten schon oft die Glocken gehört aber noch nie gesehen, dass

ein Christ tatsächlich aufstand, um dann zu beten. Umgekehrt hörten wir nach dem Ende der Werkwochen noch eine ganze Zeit lang den Gebetsruf wie die Glocken unwillkürlich als Aufforderung zur Unterbrechung des Alltags.

Ich erzähle das deshalb, weil es eine durchgängige Erfahrung in der interreligiösen Begegnung ist, dass die Religion trennt, die Religiosität jedoch verbinden kann. Natürlich stießen wir immer wieder an Grenzen, an tiefe Unterschiede in unseren Religionen, die uns gerade nach langen theologischen Diskussionen umso ratloser zurückließen. Und auch die christlichen Studierenden waren keineswegs immer einer Meinung. Dankbar waren wir für die grundlegende Vorgabe des Zweiten Vatikanischen Konzils, das in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* festhält, dass „der Heilswille Gottes ... auch die (umfasst), welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslim, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am Jüngsten Tag richten wird“ (LG 16). Es ist der erlebte Glaube der anderen, der es zum geistlichen Anliegen macht, für das Heil der anderen gläubig zu hoffen und zu beten, und dies nicht leichtfertig, sondern in eschatologischem Ernst. Das habe ich bei Christen wie bei Muslimen so erlebt. In diesem Geist kann es sogar möglich sein, miteinander vor dem einen Gott zu stehen und zu beten. Diese Momente waren sicher die geistlichen Höhepunkte des gemeinsamen Lebens und Lernens, die als Geschenk erfahren wurden.

Beide Studierendengruppen, die christliche und die muslimische, haben ihren Wunsch ausgedrückt, dass diese Erfah-

rung der Begegnung zweier Religionen erweitert werden möge um den dritten Teilnehmer, der eigentlich der erste ist, das Judentum. Ohne diesen wichtigen „Dritten“ wird das christlich-islamische Gespräch auf Dauer nicht geführt werden können. Bei Überlegungen mit jüdischen Kollegen und Kolleginnen über die Möglichkeiten gemeinsamen Studierens von jungen Theologinnen und Theologen aller drei Religionen in Jerusalem fand ich mich einig mit ihnen im Ziel, gemeinsam theologisch gegen religiöse und politische Fundamentalismen arbeiten zu wollen. In diesem Zusammenhang wird in Deutschland vermehrt auf den „immer mehr grassierenden Anti-Islamismus“ hingewiesen, in dem „Stereotypen des christlichen Antijudaismus“ jetzt auf den Islam übertragen werden³. Das lässt aufhorchen. Ebenso alarmierend jedoch sind die im Zusammenhang mit der jüngsten Eskalation des Gazakonfliktes unverhüllt zu Tage tretenden Entwicklungen, in denen islamistische Propaganda mit westlichen radikal liberalen antisemitischen (und antichristlichen) Einstellungen eine gefährliche Allianz eingeht. Umso mehr muss es ein Ziel religiöser Intellektueller in allen Religionen sein, einen theologischen Denkstil und eine theologische Kultur zu entwickeln, die sich solchen Tendenzen der Unduldsamkeit und Ausgrenzung entgegenstellt und sich dem gefährlichen politischen Spiel widersetzt.

Wer hat gesagt, dass ich sie bestrafe? Von Göttern und Menschen

Viele kennen den Film „Von Göttern und Menschen“ über die französischen Trappisten in Algerien, die 1996 getötet

wurden. Er zeigt auf eindringliche und unaufdringliche Weise ihren Dialog des Lebens, des Gebets, des Dienens und der Freundschaft im muslimischen Algerien, ihren tiefen Respekt vor dem Glauben des Islam, ihr Ringen mit der Angst in der wachsenden Bedrohung und ihr Hineinwachsen in die Bereitschaft, ihr Leben hinzugeben. In seinem Testament drückt der Prior, Christian de Chergé, seine Sehnsucht aus, mit dem Blick Gottes, des Vaters, „seine Kinder aus dem Islam“ zu betrachten, „und zwar so, wie er sie sieht: ganz erleuchtet von der Herrlichkeit Christi, auch sie Früchte seines Leidens, angetan mit den Gaben des Geistes, dessen tiefverborgene Freude immer die sein wird, die Gemeinschaft zu begründen und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit all den Unterschieden unter den Menschen spielt.“ Diese Sätze gehen mir nach, seit ich sie zum ersten Mal las. Vor einigen Monaten hatte ich im Rahmen eines Austauschprogramms der Universität Paderborn mit der Adjan-Universität in Qom im Iran die Gelegenheit, einen bedeutenden schiitischen Geistlichen und Gelehrten zu treffen. Ich hatte in unserem kurzen Gespräch den Eindruck, dass er ein weiser und gläubiger Mann sei und so stellte ich ihm die Frage von Christian de Chergé: Wie sieht Gott seine Kinder, die Christen und die Muslime? Er antwortete mir mit einer Prophetengeschichte: Ein Mann fragte den Propheten Muhammad, wie Gott sei. Wie ein Vater liebe er seine Kinder, und noch viel mehr, war die Antwort. Das unruhige Gewissen des Fragenden gab sich nicht zufrieden: Warum bestraft Gott seine Kinder dann? Bohrte er nach. Die Antwort, mit der die Geschichte offen

schließt: Wer hat gesagt, dass er sie bestrafe? Ich war überrascht und berührt: Im Kontext meiner Frage nach den Religionen konnte die Strafe nur die ewige Strafe meinen – die Unmöglichkeit, das Paradies erlangen zu können. Das hatte ich im Blick auf Nicht-Muslime auf fundamentalistischen Plakaten in Jerusalem nicht nur einmal gelesen. Und ich weiß, wie sich Mouhanad Khorchide gegen diese Position zur Wehr setzen muss. Nun sagte dieser schiitische Gelehrte dies mit Bedacht gerade nicht. Seine Geschichte lässt es vielmehr offen! Das erinnerte mich an Jesus, der ja auch auf die Frage, ob es nur wenige seien, die gerettet würden, keine Antwort gab, sondern seine Jünger auf ihren eigenen Weg verweist: „Müht ihr euch mit allen Kräften, durch die enge Pforte zu kommen“ (Lk 13,23f). Dieser Spur ist das Konzil gefolgt, wenn es die Frage des Heils für Nicht-Christen ausdrücklich öffnet.

Zum Schluss bat der muslimische Geistliche mich, die ich als Schwester besonders mit Gott verbunden sei, um mein Gebet. Das nehme ich seither ernst und staune, um noch einmal die Worte von Pater Christian zu zitieren, über den Geist Gottes, dessen Freude es ist, „Gemeinschaft zu begründen und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit all den Unterschieden unter den Menschen spielt“.

-
- 1 In den letzten Jahren sind Meldungen über Zerstörungen christlicher und muslimischer Stätten in Israel wiederholt durch die Presse gegangen. Negative Öffentlichkeit in der Weltpresse ist eines der Ziele, mit denen radikale Gruppen der nationalen Siedlerbewegung ihren Staat unter Druck setzen wollen. Die unentschiedene Art, mit der der Staat auf diese Akte von Gewalt reagiert, zeigt die Gespaltenheit der israelischen Gesellschaft im Blick auf die nationalreligiösen Kräfte. Die betroffenen Minderheiten – vor allem die einheimischen Christen – halten sich mit ihren Reaktionen in der Regel zurück, um nicht weiter zwischen die Fronten zu geraten und um durch die Verstärkung der antiisraelischen Affekte im Ausland den Tätern nicht auch noch in die Hände zu spielen.
 - 2 Das erscheint im jüdischen Staat selbstverständlich, ist es aber nicht; natürlich gibt es im ganzen Land auch Schweinefleisch zu kaufen; gerade christliche Häuser legen Wert auf diese Freiheit ihre Speiseplans, weswegen unser Vorhaben im arabisch-christlichen Küchenteam nicht nur auf Begeisterung stieß.
 - 3 Vgl. Hans Joas, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg 2012, 157.